

Der Kunststreiter

Erzählung
von Friedrich Gerstäcker

(7. Fortsetzung.)

„Meine Güte!“ die Comtesse reißt die Klingelschnur ab! — rief in diesem Augenblick Annette, erschreckt zusammenfahrend. Unten klingelte es in der That heftig, und sie wollte sich von Franz frei machen. Ohne den versprochenen Lohn kam sie aber nicht davon. Herr Franz nahm sie im Nu beim Kopf, und: „Sie böser Mensch!“ sagte die Schöne, als sie sich endlich glücklich von ihm befreit und, ihre Fesseln wieder in Ordnung bringend, die Treppe, so rasch sie konnte, hinabstie. Herr Franz aber blieb noch eine Weile dort, wo sie ihn verlassen, stehen und schaute ihr, sich vergnügt dabei die Hände reibend, nach, bis sie im Gange unten verschwunden war. Dann stieg er selber, langsam und behaglich, die Stufen hinauf, den ihm gegebenen Auftrag nach seiner Bequemlichkeit auszuführen.

Es schlug Acht; einzelne Equipagen fuhrten vor; die Familie des Kriegsministers war unten im Salon versammelt, die nach und nach eintreffenden Gäste zu empfangen, und die Dienerschaft kam herbei, um den Thee, den die alte Excellenz eigenhändig bereite, herumzutheilen. Comtesse Melanie stand neben ihrer Mutter und unterhielt sich mit dem eben eingetretenen Grafen Selitoff; aber sie sah bleich und angegriffen aus, und nur einmal fürchte ein leichtes Roth ihre Wangen, als ihr Blick, neben dem jungen Mann hindertretend, auf den eintretenden Grafen Geyerstein traf. Aber es schwand, so rasch wie es gekommen, und falt und förmlich konnte sie der Verbeugung des sonst so willkommnen, ja oft heimlich ersehnten Gastes.

Dem jungen Grafen konnte diese Veränderung in dem Betragen, dem ganzen Wesen Melanie's nicht entgehen, aber die Gesellschaft selber gestattete ihm auch nicht, sie darum zu befragen. Der alte freundliche Herr v. Kallph, der dem gern gesehenen jungen Manne so herzlich entgegentrat wie früher, nahm ihn vor allen Dingen in Beschlag, um ihn mit einigen anderen fremden Officieren bekannt zu machen, und er kam nicht eher wieder von ihm los, als bis der alte Herr seine Aufmerksamkeit auf die zu arrangierenden Spieltische wenden mußte. Graf Geyerstein selber spielte nicht und hatte dadurch die beste Entschuldigung, sich von ihm zurückzuziehen. Ehe er aber seinen Voratz, Melanie unter jeder Bedingung anzureden, zur Ausführung bringen konnte, lief er ihrer Excellenz, der Frau v. Kallph, in den Weg, die freundlich ihre ringsbedeckte Hand auf seinen Arm legte.

„Aber, lieber Geyerstein, wo in aller Welt haben Sie nur die ganze Woche gesteckt? Man sieht Sie ja gar nicht mehr und muß Sie ordentlich mit Gewalt herbeiziehen, wenn man Sie wirklich einmal haben will.“

„Excellenz sind zu gnädig, mich glauben zu machen daß Sie mich vermisst haben“, sagte der junge Mann leicht erröthend. „Sie mögen aber selber beurtheilen, wie streng in dieser Woche unter Dienst gewesen sein muß, da ich genöthigt war die liebsten Menschen zu meiden.“

„Der Abend hätten Sie doch gewiß einmal Zeit gehabt. Sogar aus der gewöhnlichen Vorlesung sind Sie uns neulich weggeblieben, und Graf Selitoff hat an Ihrer Stelle lesen müssen, denn unsern Racine durften wir doch nicht im Stücke lassen.“

„Es würde mir unendlich lieb thun, wenn ich die Ursache einer Störung gewesen wäre.“

„Das ist das Wenigste — darüber beruhigen Sie sich. Rosalie hat Sie aber am meisten vermisst, denn sie brennt vor Begierde, Ihnen ihre neuen Zeichnungen vorzulegen.“

„Darf ich sie holen, Mama?“ flüsterte ihr die junge Comtesse, die neben sie getreten war, rasch in's Ohr.

„Jetzt nicht, mein Kind“, lächelte die Excellenz; „der Herr Graf hat jetzt mehr zu thun, als sich mit Deinen Kunstprodukten abzugeben — aber, Fräulein“, unterbrach sie sich plötzlich, mit einem strengen Blick nach einer jungen Dame hinübersehend, die unfern von ihnen, den Blick fest auf die Gruppe gehetzt, stand — „Sie vergessen Ihr Amt — dürfte ich Sie bitten darauf zu achten, daß die Herrschaften Thee bekommen?“ Und mit einer heimlichen, nicht ganz leidenschaftlichen Bewegung deutete sie dabei auf den Rittmeister, der sich indeß zu Rosalien gewandt hatte und mit freundlichem Gruß zu dem jungen Mädchen sagte: „Lassen Sie sich nicht abschrecken, Comtesse, bringen Sie mir getrost Ihre Studien. Die Gesellschaft soll mich nicht abhalten, mich recht herzlich über Ihre Fortschritte zu freuen.“

„Das ist sehr freundlich von Ihnen, lieber Graf“, sagte das junge Mädchen, deren Antlitz hohes Roth überflog und ihre lebendigen Augen noch viel lieblicher erhellte, „ich werde Sie auch nicht lange plagen — ich habe mich aber so darauf gefreut!“ — und mit leichten Schritten suchte sie durch den Salon, dem nächsten Ausgange zu, um die Blätter selber schnell herbeizuholen.

Die Excellenz hörte diese kleine Unterredung nicht, denn ihr Blick haftete noch, und zwar lange nicht mit der Freundlichkeit, mit der sie vorher den Rittmeister angetreten, auf der jungen Dame, die schon bei ihren ersten mahenden Worten tief erröthend zusammengefahren war und sich rasch abgewandt hatte, ihre für den Augenblick veräümlte Pflicht zu erfüllen.

Louise v. Medern, aus einem altadeligen Geschlecht stammend, war durch die Empfehlung des ***, dessen Gefandten nach *** und in das Kallph'sche Haus gekommen, wo sie die Stelle einer Gouvernante bei Rosalien und ihrer jüngsten, erst siebenjährigen Schwester ausfüllte und zugleich mit musterhafter Ordnung die Wirtschaft der nichts weniger als wirtschaftlichen Excellenz führte. Louise v. Medern war ein liebes, bescheidenes und dabei höchst geistreiches, gebildetes Wesen, das jede Stellung im Leben vollkommen ausgefüllt haben würde. Aber ihr Körper hatte mit ihrem Geiste nicht Schritt gehalten, und einer Unvorsichtigkeit der Wärterin in frühesten Jugendjahren verdankte sie ein Lebel, das sie jetzt durch das ganze Leben tragen mußte. Ihr Gesicht war bildschön, ein wahrhaft griechisches Profil mit großen, sprechenden braunen Augen, dunklem vollen Haar und feinen, edlen Zügen, aber — ihre rechte Schulter war verwachsen und dadurch dem übrigen Körper nicht die nötige freie Entfaltung geworden. Wie bald vergah man aber, sobald man näher mit ihr bekannt wurde, diesen körperlichen Fehler in allen geistigen Vorzügen, die ihr eigen waren, und welchen wohlthätigen Einfluß übte sie dabei auf die Erziehung der ihr anvertrauten Kinder, ja durch ihren Umgang selbst auf Melanie aus!

Die Töchter des Kriegsministers hingegen auch mit treuer Liebe an dem jungen Mädchen, und Melanie besonders fühlte, welche wohlthätiger Geist der Ordnung in ihr ganzes Haus gekommen sei, seit Louise v. Medern mit ihrem stillen, einfachen Wesen die Leitung desselben übernommen hatte. Nur Frau v. Kallph schien das nicht zu bemerken, oder — wenn sie es bemerkte — es allein der Ordnung gemäß zu halten. Daß die angenehme Gouvernante und Wirtschaftlerin ihre Pflicht that, verstand sich von selbst; eine weitere Anerkennung blieb deshalb überflüssig. Frau v. Kallph aber war nicht etwa eine böse oder übermäßig strenge Frau — ihren Kindern gegenüber hätte sie sogar noch bedeutend strenger sein dürfen. Aber sie fühlte, daß sie in der Residenz eine sehr bedeutende Rolle spielte; sie wußte und war überzeugt, daß sie zu den „ersten Damen“ des Landes gehöre, und dadurch stolz — rüchichtslos stolz gegen Alle geworden, die unter ihr standen. Das gerade gab denn auch oft ihrem Betragen und ganzen Wesen eine Härte und Schroffheit, die unter anderen Umständen ihrem sonst wirklich weichen und guten Herzen fern geblieben wären.

Louise ertrug das aber mit einer wahren Engelsgebild. Still und freundlich, mit der ihr eigentümlichen sanften und immer guten Laune, vermißte sie jede Klippe, die zwischen ihr und der Excellenz hätte zu einem Wortwechsel führen können, fügte sich ihren kleinen Eigenheiten, ohne sich selber je das Geringste dabei zu verargen, und erwiderte zugleich von ganzer Seele die Liebe, die ihr die Kinder entgegenbrachten. Nur in Gesellschaft, selbst bei einem einzelnen Besuche, fühlte sie sich gedrückt. Sie wußte, wie sehr sie mit ihrem Körper, dem röschen, oberflächlichen Urtheil der Welt gegenüber, im Nachtheil war, und suchte es soviel als möglich zu vermeiden, dem zu begegnen. Darin unterhielte indessen die Excellenz sie nicht; denn ob sie nun Louise wirklich nicht entbehren konnte, oder gar heimlich fühlte, daß durch die Gegenwart der unscheinbaren Gouvernante die Erscheinung ihrer eigenen Töchter gehoben würde, — woher vermug im Innern eines menschlichen Herzens zu lesen? — aber Louise mußte heis und in jeder Gesellschaft erscheinen, und nur die dringende Abhaltung oder wirkliches Unwohlsein konnte sie entschuldigen. Von den gewöhnlichen Gästen wurde sie aber selten oder nie beachtet. Die Damen besonders nahmen nie Notiz von ihr — es war ja nur die Gouvernante, wenn auch aus einer edlen, vielleicht edleren Familie, als sie selber, spröde. Nur Graf Geyerstein hatte sich gern und viel mit ihr unterhalten, in früheren Zeiten sogar manche Partien geschach, das sie meisterhaft spielte, mit ihr gezogen, und an Melanie's Seite Stunden lang ihrem seelenvollen Vortrage auf dem Piano gelauscht. Das Alles nahm sie still und dankbar hin, zog sich nach solchen Abenden aber immer um so viel schauer in sich selbst zurück. Dergleichen Abende waren aber auch in der letzten Zeit viel seltener geworden, ja hatten sogar in der letzten Woche ganz aufgehört, und vielleicht dachte Louise, als ihr Auge vorhin so ernst und fast traurig auf dem Grafen ruhte, jener Zeit — war er ihr doch indeß fast fremd geworden.

Und Graf Geyerstein? — er kam sich selber hier fast wie ein Fremder vor. — War es Melanie's verändertes Betragen, über das er sich nicht täuschen konnte? — war es des Bruders Schicksal, das in der letzten Zeit seine Seele so erfüllt, ihn fast die ganze übrige Welt darüber vergessen zu lassen? — war es der junge fremde Russe, der, kaum hier eingeführt, sich mit einer Zuversicht und Sicherheit in diesen Räumen bewegte, als ob er selber schon seit Jahren des Hauses intimster Freund gewesen? — Er wußte es nicht — nur wie ein dunkler, unheimlicher Schatten lag es auf seinem Herzen, und die hell erleuchteten, menschenbelebten Gemäcker kamen ihm todt, öde und einsam vor, als ob er hier allein gestanden hätte. Da tönte plötzlich ein helles, reines Lachen an sein Ohr. — Das war Melanie's Stimme; unter Tausenden hätte er sie ja herausgefunden. Er wandte rasch den Kopf dorthin — der fremde Graf mußte ihr gerade etwas unendlich Komisches erzählt haben, denn ihr Antlitz strahlte vor Laune und Uebermuth.

„Herr Graf“, flüsterte in diesem Augenblick eine leise Stimme an seiner Seite, und Louise v. Medern suchte ihn durch die Anrede auf den Lakaien aufmerksam zu machen, der mit dem Thee-Servic auf dem silbernen Teller sich jetzt vergebens bemüht war, dem Rittmeister die Erfrischung zu präparieren. Der Graf sah aber nichts weiter, als Melanie's halb von ihm abgedrehtes glückliches Gesicht. Nur einen flüchtigen Blick warf er herum, der Anrede zu, und wandte sich, ohne das junge Mädchen das schüchtern neben ihm stand, auch nur zu bemerken, mit einem einfachen „Ich danke“ wieder ab.

Der Lakai balancirte seinen Präsentirer nicht ohne Gedächtnislichkeit weiter, zwischen den verschiedenen beweglichen Gruppen durch, und Louise selber schrak schüchtern zurück. Rosalie aber kam jetzt mit ihrer Mappe herbeigehüpft, und den Grafen am Arm nehmend, der sich ihr nicht entziehen durfte, führte sie ihn in ein kleines, etwas abgeordnetes Seiten-Cabinet, dort ungestört seinen Beifall über die wirklich mit vielem Talent und fast nur unter der Leitung Louise's ausgeführten Skizzen einzuerten. Hier sollten sie aber nicht lange ungestört bleiben, denn Fräulein v. Zahbern hatte den Grafen schon vorher nicht aus den Augen verloren und folgte ihm bald, sich anscheinend den ausgebreiteten Zeichnungen Rosalien's mit größtem Interesse widmend. In der That aber suchte sie nur die Durchsicht derselben zu beschleunigen, und als die Comtesse, von der Anwesenheit der jungen Dame eben nicht erfreut, ihre Arbeiten wieder zusammenlegte und fortging, ergriff Fräulein v. Zahbern des Grafen Arm und flüsterte: „Aber sagen Sie mir nur um Gottes willen, Herr Graf, wollen Sie denn den Kampf ohne Schwertstreich aufgeben?“

„Den Kampf, mein gnädiges Fräulein?“

„Ah, stellen Sie sich nicht, als ob Sie nicht verstanden, was ich meine“, rief die Dame rasch, „wir haben hier auch keine Zeit durch Aufstehen zu verschwenden. Sie müssen doch sehen, daß jener Russe Sturm auf Melanie's Herz läuft.“

„Und glauben Sie nicht, daß die Festung stark genug sein wird, sich zu halten?“ sagte der Rittmeister lächelnd, während aber doch ein ganz eigenes Weh sein Herz durchzuckte.

„Nein!“ rief das Fräulein rasch und entscheidend, wenn auch noch immer mit unterdrückter Stimme. „Sie sind entweder erschrecklich leichtsinnig oder erschrecklich — zuversichtlich, wenn Sie die Gefahr nicht sehen wollen, die Ihnen droht.“

„Aber woher auf einmal diese Heilnahme für mich, mein gnädiges Fräulein?“ sagte der junge Mann mit viel größerer Ruhe, als Fräulein v. Zahbern wohl erwartet haben mochte.

„Aus Patriotismus. Ich hasse die Russen, und diesen Russen...“

„Vor allen anderen?“

„Nein — ärgern Sie mich nicht — diesem Russen gönne ich eben Melanie nicht. Die ganze Stadt weiß ja doch, daß Sie für sie schwärzen.“

„Die ganze Stadt weiß oft mehr von uns, als wir selber wissen“, sagte der Graf trocken.

„Mehr wenigstens als uns oft lieb ist“, ergänzte das gnädige Fräulein mit einem bezeichnenden Blick auf den Rittmeister selber, der jedoch an diesem machtslos abglitt — „Sie aber, Herr Graf“, setzte sie dann, als sie es bemerkte, hinzu, „sind mir ein vollkommenes Räthsel und entweder durchtriebene oder der unschuldige Mann, dem ich in meinem ganzen Leben begegnet bin.“

„Lassen Sie uns das Letztere hoffen, mein gnädiges Fräulein“, sagte der Rittmeister, dem das Gespräch unangenehm zu werden anfing. „Wir sollen von unsren Mitmenschen immer nur das Beste denken.“

„Also muß ich denken, daß Sie jede Verwerfung um Melanie aufgegeben haben?“ sagte Fräulein v. Zahbern mit kaum verhohlenen Verger.

„Mein gnädiges Fräulein“, erwiderte der Rittmeister, durch die ungarische Frage verlegt, „meine Ansichten und Wünsche können hier nicht gut in solcher Weise von uns beiden verhandelt werden. Comtesse Melanie ist jedenfalls ihre eigene Gebieterin, und vollständig fähig und berechtigt, solche Verwerfungen, die ihr nicht anstehen, zurückzuweisen. Bewirbt sich Graf Selitoff wirklich um sie, so wird sie auch ungenügend aufzunehmen hat. Ein Drittes dabei wäre, meiner Meinung nach — überflüssig.“

„Und wenn der Graf ältere Verpflichtungen hätte?“ sagte die Dame gereizt.

„Graf Selitoff ist, so weit ich bis jetzt über ihn urtheilen kann“, erwiderte kalt der Rittmeister, „ein Ehrenmann und deshalb einer unedlen That unfähig. Wie dem aber auch sei, meine Gnädige, die älteren Ansprüche würden in dem Falle weiter nichts zu thun haben, als — sich geltend zu machen.“

„Fast unwillkürlich hatte er sich bei diesen Worten dem Eingange des Cabinets zugewandelt, an dem gerade zwei alte Geheimräthe eine fast lebensschaffliche Debatte über Schnupftabak führten. Andere Gruppen auf- und abwandelter Gäste waren ebenfalls in die Nähe gekommen, und Graf Geyerstein glaubte zu hören, daß sein eigener Name genannt würde. Er drehte sich danach um und sah unfern von sich den alten General v. Schoden mit seiner Tochter Euphrosyne und Melanie, die mit dem Grafen Selitoff in ein eifriges Gespräch verwickelt schienen.“

„Ich kann Ihnen nicht helfen, Comtesse“, lachte der alte General, „aber die Sache ist so, wie ich sage: Monsieur Bertrand gibt keine Truppe auf, oder verkauft wenigstens seine Pferde, denn ich weiß aus ganz sicherer Quelle, daß er den Falben mit dem weißen Hinterfuß und den Fuchs mit der schwarzen Mähne, die beiden Prachtstücke, dem General Beuter zum Verkauf angeboten hat.“

„Und ich berufe mich nochmals auf Graf Geyerstein“, erwiderte Melanie, jetzt kaum zwei Schritt von dem Rittmeister entfernt. „Der Graf ist sehr genau mit der Truppe bekannt und hätte uns doch, wenn sich die Sache wirklich so verhielte, gewiß schon ein Wort davon gesagt, da er weis, wie großen Antheil wir daran nehmen.“

„Es thut mir leid, Comtesse, in diesem Streite nicht auf Ihrer Seite kämpfen zu können“, fiel hier Graf Selitoff mit etwas gedrohenem Deutsch ein, „aber der General hat Recht, den Falben, wie den einen weißen arabischen Hengst habe ich sogar selber gekauft, um beide nach Petersburg zu schicken.“

Melanie schien im Anfang die Worte gar nicht zu hören, denn ihr Blick hing fest und forschend an den Zügen des Rittmeisters; aber diesen Moment des Selbstvergeßens bezwang sie rasch, und dem Russen gewandt, sagte sie: „In der That? — das hätte ich nicht geglaubt. — Was mag den Mann dazu bewegen haben? Herr Rittmeister, wissen Sie vielleicht etwas Näheres über diesen überraschenden Verkauf? Will sich vielleicht Monsieur Bertrand ganz dem Seitanz widmen?“

„Ich bedauere unendlich, Comtesse“, erwiderte ruhig Graf Geyerstein, „Ihnen nichts Näheres darüber mittheilen zu können. Es ist sogar dies das erste Wort, das ich von dem Verkauf höre, ich muß also doch nicht so genau davon unterrichtet sein.“

Comtesse Melanie schwie, und eine fliegende Röthe färbte ihr für einen Augenblick Wangen und Nacken, und gleich darauf wieder, so rasch wie sie gekommen, zu verschwinden. Fräulein v. Zahbern aber, mit dem Interesse, das sie an jeder Stadtneuigkeit nahm, rief erstaunt: „Ist es denn möglich, Monsieur Bertrand will sein Geschäft aufgeben? Aber das kann ja gar nicht sein, oder er hat sich genug verdient, um den Kunststreiter an den Nagel zu hängen und en Rentier zu spielen. Da freue ich mich nur, daß wir ihn noch hier zu guterletzt gehabt und gesehen haben. Und seine Frau reitet nun also auch nicht mehr?“

„Nur Vermuthungen von unserer Seite, meine Gnädige“, sagte der alte General v. Schoden. „Wir wissen selber darüber nicht mehr, als Sie.“

„Ich finde es auch so erstaunlich unwillkürlich, zu reiten“, bemerkte Fräulein Euphrosyne v. Schoden, „ich muß gestehen, ich hätte die Vorstellung um keinen Preis wieder begehrt.“

„Lass' ich“, lachte der alte General, „wegen der kurzen Röde? — mit langen Reitböden können sie auf keinem Pferde hermantzen.“

„Aber, Papa, ich bitte Dich um Gottes willen...“

„Ich fragte Monsieur Bertrand“, fiel hier Graf Selitoff ein, „ob er die Absicht habe, seine Reittunst aufzugeben, erhielt von ihm aber nur ausweichende Antworten. Die Sache kann übrigens kein Geheimniß bleiben, denn seine Truppe wird uns bald darüber aufklären, wenn er es selber nicht für nöthig finden sollte.“

„In der Stadt erzählt man“, nahm hier der hinzutretende Intendant das Wort, „daß sich Monsieur Bertrand schon wegen des unterlassenen Seitanzes zwischen den beiden Thürmen sehr heftig mit seiner Frau geant hat, und die Beiden sich wollten scheiden lassen.“

„In der That?“ rief Melanie schnell, und ihr Blick streifte fast unwillkürlich den Rittmeister.

„Ja, meine Gnädige“, versicherte Herr v. Zühbig mit wichtiger Miene, indem sich seine Stirn in dicke Falten zog. „Madame Bertrand scheint etwas heftiger, selbstständiger Natur zu sein, wie alle diese Art Damen, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn sie das Geschäft ohne Herrn Bertrand allein fortsetzen würde.“

„Ohne Pferde?“ sagte der General. „Ohne Pferde? — Pardon! nein.“

„Aber ihr Mann verkauft sie alle.“

„Ja, dann dressirt sie vielleicht andere!“

„Es kann ja auch sein“, nahm hier Melanie das Wort, „daß sie sich selber nach Ruhe sehnt, und vielleicht in stiller Zurückgezogenheit ihr Leben nach so vielen Gefahren und — Aufregungen zu genießen gedenkt.“

„Sehr leicht möglich, meine Gnädige, sehr leicht möglich“, rief Herr v. Zühbig. „Man munkelt sogar in der Stadt von einer Liaison, die verlockend genug sein sollte, selbst den schönen Monsieur Bertrand aufzugeben.“

„Sie sind boshaft, Baron“, sagte Melanie, indem sie fühlte, daß ihr das Herzblut selbst zu Eis gerann. Aber sie wagte nicht in diesem Augenblicke zu dem Rittmeister aufzukaufen.

„Die Stadt wird nie müde“, sagte da Graf Geyerstein's ruhige, klangvolle Stimme, „dergleichen Erzählungen zu erfinden, und es giebt auch stets gefällige und geschäftige Menschen, die sie weiter tragen.“

„Ich sage nur nach, was mir erzählt worden ist!“ rief v. Zühbig rasch. „Natürlich, Herr Intendant“, lachte Fräulein v. Zahbern, „mehr thun wir Alle nicht. Wenn wir aber Alle so finstler und schweigsam wären, wie der Herr Rittmeister, so hörte jede Unterhaltung auf, und man sähe in stiller Selbstschauung neben einander, eine Tasse Thee mit Würde zu trinken. Sabahaha — eine solche Damengesellschaft möchte ich einmal sehen!“

(Fortsetzung folgt.)

Wunderfinder.

Nicht von solchen ist hier die Rede, die so häufig am musikalischen Himmel aufstiegen, von Eltern oder Verwandten des Selbsterwerbs halber von Stadt zu Stadt durch die Konzertsäle geschleppt werden, um nach kurzer Zeit für die Deffentlichkeit spurlos zu verschwinden, sondern von überaus frühreifen Individuen, die schon im Kindesalter durch allgemein hohe geistige Veranlagung als eigenartig hervortreten. Aus dem Alterthum haben sich hierüber keine sichern Nachrichten erhalten, auch aus dem Mittelalter wird darüber Glaubwürdiges kaum berichtet, dagegen liegen Fälle dieser Art aus den beiden letzten Jahrhunderten vor. Die merkwürdigste Erscheinung ist die des Kindes Christian Heinrich Heinzel aus Lübeck, über das sein Lehrer Christian u. Schöndrich ein jetzt selten gewordenes Buch: „Leben, Thaten, Ruhm u. Tod eines sehr klugen Kindes aus Lübeck“ schrieb. Dem Buch ist ein Bildniß des Kindes vorgelegt mit den Versen:

„Kind, dessen Gleichen nie vorher ein Tag gebar!
Die Nachwelt wird dich zwar mit etwem Schmach umlauben
Doch auch nur Meinetwill dem großen Wägen glauben,
Das dem, der dich gekannt, selbst unbergreiflich war.“

Dieses Kind wurde 1721 geboren und starb bereits im fünften Lebensjahre. Erst wenige Monate alt, machte es sich durch frühreifen Verstand bemerkbar, und infolge dessen erhielt es, kaum ein Jahr alt, bereits einen Lehrer. Dieser scheint es dar- auf abgesehen zu haben, die intellektuellen Fähigkeiten des Säuglings möglichst rasch zu entwickeln, denn wir vernehmen, daß das kleine Wesen schon in seinem 14. Monat die Erzählungen des Alten und des neuen Testaments auswendig wußte, im nächsten Jahre die Geschichte des Alterthums kannte und im vierten Lebensjahre Deutsch und Lateinisch las, Französisch verstand und über die Merkwürdigkeiten zahlreicher Orte sich zu verbreiten vermochte. Sein Körper war aber so schwächlich, daß er nicht zu schreiben imstande war. Bis zu seinem Tode im Alter von vier Jahren vier Monaten blieb es Säugling an der Brust einer Amme. Ein ebenfalls im Jahre 1721 geborenes Kind namens Varatus sprach mit fünf Jahren drei Sprachen, las mit 8 Jahren die hebräische Bibel und zeichnete sich auch in der Mathematik aus. Es erreichte aber nur ein Alter von 20 Jahren und war in der letzten Zeit seines Lebens völlig greisenhaft. Eine andere hierhin zu zählende Persönlich-

keit, der spätere Prof. Witte in Breslau, hatte ein glücklicheres Los gezogen. Geboren zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, bestand der Knabe schon mit 10 Jahren das Abiturientenexamen und verfaßte kurz darauf eine wichtige mathematische Arbeit zu Erlangung der philosophischen Doktorwürde. Dann wandte er sich der Jurisprudenz zu. Er starb 1883 in hohem Alter. In den letzten Jahren sind wiederholt aus Amerika Nachrichten über sogenannte Wunderfinder gekommen, das merkwürdigste darunter ein systematisch herangezogenes Kind dieser Art Namens Wm. James Sidis, Sohn eines Arztes. Auf welche Weise der Vater die durchaus nicht übernormalen Fähigkeiten des Kindes frühzeitig entwickelte, soll hier nicht im einzelnen dargelegt werden. Das Kind war schon im zweiten Lebensjahre imstande zu sprechen und zu buchstabieren, im vierten Jahre konnte es auf der Schreibmaschine schreiben und begann Französisch und Latein zu lernen. Etwas sechs Jahre alt, kam der Knabe auf eine amerikanische höhere Schule und studierte dann Mathematik, bei welcher Gelegenheit er ein Logarithmenstystem für die Basis 12 ausarbeitete. In einer Untersuchung „Zur Züchtung des Wunderfinders“, die in den „Annalen der Naturphilosophie“ erschienen ist, hebt Erwald Wasmuth hervor, daß bei den sog. Wunderfindern die Energien, die am Anfang im Uebermaß vorhanden waren, früh verbraucht wurden, ohne wirklichen Nutzen zu haben. „Wenn der Mensch“, sagt er, „eine gewisse Summe edler Energie besitzt, so ist diese Summe konstant, d. h. es kann während des Lebens eines Geschöpfes sich niemals gewöhnliche chemische Energie in edle umwandeln, sie kann diese nur ernähren oder bei Verfall der Gehirnthätigkeit ergehen, wie jeder andere Theil des Körpers infolge des Stoffwechsels ergeht, dabei bleibt aber der Zustand derselbe, in dem das Heilchen sich befand.“ Wasmuth weist darauf hin, daß ein gewisser Zusammenhang zwischen der geistigen Energie und der Lebenslänge besteht, ja, daß Leben des Varatus lehre direkt, daß selbst das Äußere sich nach dem Vorrath an geistiger Energie zu richten scheint, denn dieser fiel schon mit 20 Jahre ein Greis gewesen. Hier habe man den deutlichen Beweis, daß die Verschwendung der Lebensenergie das Leben verkürze. Er spricht sich entschieden dahin aus, daß durch Wunderknaben ein Werk für die Menschheit nicht geschaffen werde. Die künstliche Veranbarung solcher Wunderfinder in der Weise von Sidis (er nennt sie Wunderfinder 1. Klasse) sei unökonomisch. Eine andere Art von Wunderfindern, die wie Mozart, Beethoven u. a. die bedeutendsten Genies geworden sind und die Wasmuth als Wunderfinder 2. Klasse bezeichnet, leisten auf einem bestimmten Gebiet Außerordentliches. Das Genie, behauptet er, besitzt die vor allem auszeichnende Eigenschaft einer größeren Verknüpfung der Gedanken untereinander, es verfügt über einen stärkeren assoziativen Zusammenhang. So ist es ihm möglich, durch kleine, ganz unbedeutende Zufälle einen großen Zusammenhang aufzufinden. Man kann hier beispielsweise viele große Naturforscher nennen, Faraday, Robert Mayer, auch Liebig und Lord Kelvin. Wasmuth kommt schließlich zu dem Ergebnis, daß eine stärkere Ausnutzung der geistigen Energie dann stattfindet, wenn sie auf ein geborenes Gebiet konzentriert werde. „Dieses“, sagt er, „kann erreicht werden durch Eingehen auf die sich im frühen Kindesalter zeigenden Interessen, oder aber, falls sich keine speziellen irgend- wie zeigten, durch ein langames Hinstreben auf ein Gebiet.“ Als Folgerung hieraus zieht er den Schluß, daß das Verfahren, wie es heute in den Schulen geübt werde, für jede Talent- und Genieentwicklung grundsätzlich sei und hierbei die genialen Elemente gerade ihrer speziellen Begabung wegen vernichtet würden.

Zu einer kräftigen Entwicklung gehören Schwierigkeiten und Schmerzen.

Wenn ein verheirateter Mann zu Extravaganzen zu neigen beginne, möchte eine Lehrerin wissen. — Wenn er vor dem Schlafengehen eine Zehn- dollernote so in die Westentasche steckt, daß das Auge der Liebe sie mit Leichtigkeit entdecken kann.

Das Genie zieht Schleißen auf, Talente regulieren die Flüsse.

Fünfzehn Amerikaner nur wohnen der Krönungsfeier in London bei. Das sind also jetzt die wachsenden 400.

Zuder ist flebrig. Darum blieb so viel Geld an den Händen der Zudertruf-Magnaten hängen.

Wer, kein Streben hat, ist immer tatenlos.